

Diskriminierung im Netz: Ursachen, Folgen, Umgang

Schwerpunkt!

Fremdgruppendifkriminierung im Netz und was man dagegen tun kann

Ulrich Wagner

Dieser Beitrag beschreibt die sozialpsychologischen Ursachen und Folgen von Diskriminierung. Anschließend geht es um Besonderheiten von Diskriminierung im Netz, gefolgt von Überlegungen zum Umgang mit und zur Prävention solcher Diskriminierung.

Was ist Diskriminierung?

Diskriminierung ist die Schlechterbehandlung und Abwertung von Personen, weil sie bestimmten Gruppen zugerechnet werden. Beispiele für Diskriminierung sind Benachteiligungen auf dem Wohnungs- oder Arbeitsmarkt oder im Bildungssystem, Zutrittsverbote zu Veranstaltungen, Beschimpfungen bis hin zu Gewalt, z. B. gegen Nicht-Sesshafte oder ethnische Gruppen. Zur Diskriminierung gehört auch negatives Reden – direkt adressiert an die Diskriminierten oder als üble Nachrede über Personen im Gespräch mit Dritten.

Diskriminierung kann strukturell angelegt sein. Zur strukturellen Diskriminierung gehört, wenn abwertende und kränkende bildliche oder plastische Darstellungen, Benennungen (z. B. von Straßen) und Geschichten (über angebliche Hel-

dentaten von Unterdrückungsarmeen) unreflektiert beibehalten werden, wenn bauliche Maßnahmen Minderheiten von der Teilhabe ausschließen, oder Regelungen und Gesetze einzelne Gruppen benachteiligen (berufliche Fortbildungsmaßnahmen zu Zeiten, die Eltern mit Kindern nicht wahrnehmen können). Individuelle Diskriminierung ist die Schlechterbehandlung von Menschen, die bestimmten Gruppen angehören, durch diskriminierende Individuen.

Gesellschaftliche Ursachen von Diskriminierung

Diskriminierung richtet sich gegen Fremdgruppen und deren Mitglieder. Auf gesellschaftlicher Ebene entstehen Gruppen durch Diversifizierung: Menschen besitzen unterschiedliche Fähigkeiten und sie nehmen unterschiedliche Aufgaben wahr. Das macht es sinnvoll, Gruppen zu benennen: Handwerkerinnen und Handwerker, Polizistinnen und Polizisten, Professorinnen und Professoren usw. Auch ist es sinnvoll, an solche Gruppen bestimmte unterschiedliche Erwartungen heranzutragen – bei einem Heizungsschaden sind andere Professionen gefragt als bei einem Sicherheitsproblem. Problematisch werden solche Einteilungen

in Kategorien oder Gruppen, wenn Gruppen unterschiedliche Bewertungen und Wertschätzungen bekommen und mit negativen Eigenschaften, also negativen Stereotypen verknüpft werden. Gesellschaftlich geteilte negative Stereotypen erfüllen oft die Funktion, die Schlechterbehandlung von Gruppen zu rechtfertigen. Beispiele sind negative Stereotype über Frauen oder Menschen mit Behinderung.

Als fremd angesehene Gruppen und stereotype gesellschaftliche Vorstellungen über Gruppen entstehen immer wieder neu, wie die Gruppe der Geflüchteten und die assoziierten Bilder. Viele Stereotype über „die Fremden“ sind aber alt, wie am Antisemitismus deutlich wird, der seine Ursprünge im frühen Mittelalter hat. Menschen wachsen in solche gesellschaftlichen Stereotype über fremde Gruppen hinein und stehen in der Gefahr, diese auch als individuelle Überzeugungen unhinterfragt zu übernehmen.

Psychologische Ursachen

Individuelle Diskriminierung kann fahrlässig sein, wie bei der wiederholten Frage an Menschen nicht-weißer Hautfarbe, wo sie denn „wirklich herkämen“. Oft basiert individuelle Diskriminierung aber auch auf individuellen Vorurteilen. Die Entstehung von Vorurteilen und Stereotypen hängt eng mit der menschlichen Fähigkeit zusammen, die Umwelt zu kategorisieren. Psychologische Untersuchungen zeigen, dass allein die willkürliche Benennung von Objekten dazu führt, dass die mit denselben Etiketten bezeichneten Objekte als ähnlicher zueinander erscheinen, als sie tatsächlich sind, und die Unterschiede von Objekten aus unterschiedlichen Kategorien als größer erscheinen, als sie sind (Tajfel & Wilkes, 1963). Ein solcher Kategorisierungseffekt entsteht auch, wenn man über Frauen vs. Männer, Ausländer vs. Deutsche oder Menschen mit vs. Menschen ohne Behinderung spricht.

Kategorisierung erlaubt es, vereinheitlichende Urteile und Verhaltensweisen gegenüber unterschiedlichen Kategorien oder Gruppen von Menschen zu entwickeln. Das hilft, in einer komplexen Welt Orientierung zu finden: Auf der Suche nach medizinischer Hilfe ist es in Arztpraxen zielführend, zunächst nach Menschen zu schauen, die sich z. B. mit einem Namensschild als Mitglieder der Praxis ausweisen. Gewöhnlich hilft das, man

kann mit einer solchen Strategie jedoch auch beim Hausmeister landen.

Billig und Tajfel (1973) haben untersucht, was passiert, wenn Urteilende selbst einer der infrage stehenden Kategorien angehören. Dazu haben sie ihre Versuchsteilnehmenden Lose ziehen lassen und sie auf Basis der Losentscheidung zwei Gruppen zugewiesen – wissend, dass die Gruppenzuweisung zufällig erfolgte. Dann forderten sie die Versuchspersonen unter einem Vorwand auf, Geldbeträge auf zwei andere Versuchsteilnehmende zu verteilen. Die Versuchspersonen wussten nicht, wer die beiden anderen Personen waren, sie wurden lediglich informiert, dass die eine der beiden derselben künstlichen Gruppe angehörte wie sie selbst und die andere Person der anderen Gruppe. Die Ergebnisse der Studie und vieler Replikationsstudien zeigen, dass die Versuchspersonen die Mitglieder der eigenen „Gruppe“ bei der Zuweisung der Geldbeträge bevorzugen, d. h. einen *ingroup bias* zeigen.

Die geschilderte Untersuchung gehört zu den sogenannten *minimal group* Untersuchungen, also Untersuchungen von Gruppenprozessen unter minimalen und künstlichen Bedingungen. Die Untersuchungen zeigen, dass Gruppenzugehörigkeiten sehr leicht geschaffen werden können und dass Gruppenzugehörigkeiten sehr schnell dazu führen, die eigene Gruppe positiv von fremden Gruppen abzusetzen. Im täglichen Leben außerhalb psychologischer Labore geht ein solcher *ingroup bias* oft mit der Entwicklung vermeintlichen Wissens über die Fremdgruppe einher, also der Bildung von Stereotypen. Fremdgruppenmitgliedern werden negative Merkmale und Verhaltensweisen zugeschrieben und diese Zuschreibungen werden auf alle Fremdgruppenmitglieder verallgemeinert. Dann heißt es: „alle Juden sind ...“, „Menschen mit Behinderung sind ...“, „Geflüchtete haben ...“. Und schließlich werden die mit Vorurteilen und Stereotypen belegten Fremdgruppen mit negativen Affekten verknüpft: „Die Mitglieder der Fremdgruppe sind gefährlich, anmaßend, ekelhaft.“

Die Theorie der Sozialen Identität (Tajfel, 1978) erklärt die positive Abgrenzung der Eigengruppe von Fremdgruppen mit zwei Prozessen: Erstens, Gruppenzugehörigkeiten sind identitätsrelevant, d. h. Gruppenzugehörigkeiten definieren (mit), wer wir sind, z. B. Mitglieder einer Geschlechtsgruppe, einer Berufsgruppe oder Menschen bestimmter Nationalität. Zweitens, Menschen streben nach einer positiven Identität. Die Abwertung

fremder Gruppen dient somit der Aufwertung der gruppenbezogenen Selbstwertschätzung, der Sozialen Identität der Gruppenmitglieder.

Welche Stereotypen und Affekte im Alltag mit einer Fremdgruppe in Verbindung gebracht werden, ist das Ergebnis von Lernprozessen: Aus den Medien erfahren wir beispielsweise von den Gewalttaten an Frauen zum Jahreswechsel 2015/2016 in Köln und schlussfolgern, dass junge Männer mit Migrationshintergrund insgesamt gefährlich sind. Es gibt Hinweise darauf, dass eine solche Verknüpfung von Minderheitengruppen mit Fehlverhalten besonders schnell und leicht gelernt wird (eine sogenannte *illusory correlation*, vgl. z. B. Prazienkova, Paladino, & Sherman, 2017), ein Lernmechanismus, der zu einer fälschlichen Überschätzung des Zusammenhangs beiträgt. Dabei müssen wir eine solche Verbindung nicht selbst beobachtet haben: Wie im Beispiel können Berichte über massives Fehlverhalten von einzelnen Fremdgruppenmitgliedern ausreichen, negative Affekte mit der gesamten Fremdgruppe zu verknüpfen.

Das Ausmaß der Bevorzugung der eigenen Gruppe hängt von einer Reihe von Randbedingungen ab. Erstens, der *ingroup bias* fällt umso stärker aus, je hervorstechender oder bedeutsamer (salienter) eine bestimmte Gruppenzugehörigkeit in einer Situation ist: Das Zugehörigkeitsgefühl zu unterschiedlichen Fußballvereinen mag in einer geschäftlichen Besprechung ohne Bedeutung sein, wenn diese aber beim anschließenden informellen Beisammensein zur Sprache kommt – salient wird –, kann das die Interaktion deutlich beeinflussen. Zweitens, je stärker Personen sich mit einer Gruppe identifizieren, umso stärker lehnen sie fremde Gruppen ab: Erhöhte nationale Identifikation führt in der Regel zu stärkerer Abwertung fremder nationaler Gruppen (Wagner, Becker, Christ, Pettigrew, & Schmidt, 2012). Drittens, das Ausmaß des *ingroup bias* nimmt zu, wenn die fremde Gruppe als Bedrohung wahrgenommen wird (Smith, Pettigrew, Pippin, & Bialosiewicz, 2012; Stephan & Stephan, 2000).

Gruppenmitgliedschaften sind nicht nur selbstwertrelevant und begünstigen die Abwertung von Fremdgruppen, Gruppen liefern ihren Mitgliedern auch Informationen darüber, was richtig oder falsch ist (Festinger, 1954). Manche Fragen, wie die nach dem Wetter, sind leicht zu beantworten, es hilft ein Blick aus dem Fenster. Viele Fragen lassen sich allerdings nicht durch Rückgriff auf die physikalische Realität klären:

Wie ist Inklusion zu gestalten, welche Maßnahmen zur Verringerung der Klimaerwärmung sind sinnvoll, welche Einwanderungspolitik sollen Deutschland und Europa betreiben? Antworten auf solche Fragen ergeben sich wesentlich aus der Kommunikation mit Anderen. Dabei suchen Menschen in der Regel nicht die kritische Auseinandersetzung mit allen möglichen denkbaren Positionen, sondern eher den mit solchen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern, von denen sie annehmen, dass sie eine ähnliche Meinung vertreten wie sie selbst. Mit anderen Worten: Wir wollen nicht so sehr wissen, was richtig ist, wir wollen vielmehr eine Bestätigung dafür, was wir ohnehin als richtig vermuten. Solche Bestätigungen finden wir vornehmlich in eigenen Gruppen. Es kommt zu Meinungsblasen, die den kritischen Austausch mit den Fremden meiden.

Gruppen machen ihren Mitgliedern auch deutlich, welche Verhaltensweisen normativ angemessen sind: Offene frauenfeindliche Äußerungen sind in vielen westlichen Milieus geächtete. Gruppennormen sind nicht starr, sie hängen u. a. davon ab, welche Positionen wichtige Fremdgruppen vertreten. Gruppen tendieren dazu, sich mit ihren normativen Vorstellungen von fremden Gruppen zu distanzieren und sich damit zu extremisieren (Turner, Hogg, Oakes, Reicher, & Wetherell, 1987). Wird eine einwandernde Fremdgruppe als besonders religiös betrachtet, neigt die aufnehmende Gesellschaft dazu, ihre normativen Vorstellungen ins säkulare zu verschieben.

Die Wirkung von Gruppenmeinungen und -normen auf das Verhalten ihrer Mitglieder nimmt zu, wenn die Gruppenmitglieder sich mit ihrer Gruppe besonders identifizieren oder wenn die Gruppenmitgliedschaft in einer Situation besonders salient wird, z. B. weil man die eigene Gruppe in einen Konflikt mit einer fremden Gruppe eingebunden sieht.

Gesellschaftliche und psychologische Einflüsse wirken parallel und zusammen

Prozesse auf der gesellschaftlichen Ebene und die psychologischen Konsequenzen von Kategorisierung auf der individuellen Ebene verlaufen offensichtlich sehr ähnlich: Es kommt zur Einteilung der Umwelt in Kategorien oder Gruppen, zu abwertenden Bewertungen und zur Entwicklung von rechtfertigenden Stereotypen. Darüber hinaus verstärken die Prozesse sich gegenseitig: Die

Wahrscheinlichkeit, dass wir auf die gesellschaftlich bereitgestellten Kategorisierungsmöglichkeiten und das gesellschaftlich verfügbare vermeintliche Wissen über Gruppen zurückgreifen, wird durch unsere ausgeprägte Fähigkeit zu kategorisieren begünstigt. Gleichzeitig tragen individuelle fremdenfeindliche Einstellungen und Verhaltensweisen dazu bei, entsprechende Stereotypen und Ideologien auf gesellschaftlicher Ebene zu verstärken.

Offene Diskriminierung ist in modernen westlichen Gesellschaften offiziell unerwünscht und geächtet (vgl. z. B. das Diskriminierungsverbot in Art. 14 der europäischen Menschenrechtskonvention); Formen von Vorurteilen und Diskriminierung haben sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Diskriminierende Äußerungen gegen Minderheiten und diskriminierendes Verhalten werden subtiler. Das betrifft beispielsweise fremdenfeindliche Einstellungen (Pettigrew & Meertens, 1995), antisemitische Äußerungen (Bergmann, 2001) oder auch sexistische Stereotype (Jackman, 1994). Ob hinter solchen modernen Formen von Diskriminierung tatsächlich ein geringeres Ausmaß ablehnender Einstellungen steht, oder ob der Wandel nur die Ausdrucksform beinhaltet, ist offen.

Folgen von Diskriminierung

Diskriminierung hat Konsequenzen für Diskriminierte: Rassismus beispielsweise beeinträchtigt die Leistungsfähigkeit von Minderheiten (Steele & Aronson, 1995), ihre Selbstwertschätzung, Lebenszufriedenheit, Selbstwirksamkeit und die Fähigkeit, sich an neue Lebenssituationen anzupassen. Und Diskriminierung erzeugt Angst, insbesondere wenn sie mit Gewaltandrohung einher geht (Fonseca de Freitas et al., 2018).

Diskriminierung von Fremdgruppen hat auch Folgen für die gesamte Gesellschaft. Diskriminierung führt dazu, dass Mitglieder von Fremdgruppen ihre Potentiale nicht ausschöpfen und damit einen geringeren gesellschaftlichen Beitrag leisten, als sie eigentlich zu leisten im Stande wären. Diskriminierung kann zu Gewalt beitragen – nicht nur, weil Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft sich legitimiert sehen, Gewalt anzuwenden (Wagner & Christ, 2007), sondern auch weil Mitglieder diskriminierter Fremdgruppen anfangen, Gewalt als legitimes Mittel zu sehen, gegen Diskriminierung vorzugehen (Wagner & Lemmer, 2019).

Diskriminierung im Netz

Diskriminierung im Netz besteht in Kommunikation. Diese Kommunikation kann sich direkt an die Diskriminierten wenden, sie beschimpfen oder bedrohen (siehe Beispiel 1). Oder sie kann Dritte adressieren, um sich mit denen abfällig über die Zielgruppe auszutauschen und Unterschiede und Übereinstimmungen in Positionen auszumachen (Beispiel 2). Dabei schließt die erste Form, die direkte Attacke auf Diskriminierte, fast immer die zweite Form der Kommunikation ein: Andere sollen Zeuginnen und Zeugen sein, wie Opfer angegangen werden. Manchmal vollzieht sich das erst mit Verzug, wenn die Kopie einer Beschimpfungsmail im Nachhinein an Dritte weitergeleitet wird.

Beispiel 1: Nach einem Auftritt bei einer Bürgerversammlung auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, auf dem der damalige Kasseler Regierungspräsident für die Aufnahme von Geflüchteten warb, „erhielt Walter Lübcke bergeweise Zuschriften. Rund 350 E-Mails seien es gewesen, darunter auch Morddrohungen, sagte Lübcke im Oktober 2015 einer lokalen Nachrichtenseite“. (zitiert nach Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 05.07.2019)

Beispiel 2: Die stellvertretende Fraktionschefin einer im Bundestag vertretenen Partei empörte sich im Internet-Kurznachrichtendienst Twitter am Silvesterabend 2018 über einen Tweet der Kölner Polizei, die Neujahrsgrüße in mehreren Sprachen veröffentlicht hatte, darunter Arabisch. „Was zur Hölle ist in diesem Land los? Wieso twittert eine offizielle Polizeiseite aus NRW auf Arabisch. Meinen Sie, die barbarischen, muslimischen, gruppenvergewaltigenden Männerhorden so zu besänftigen?“, schrieb sie. Twitter sperrte ihren Account. Die Vorsitzende derselben Fraktion schrieb daraufhin auf Facebook: „Das Jahr beginnt mit dem Zensurgesetz und der Unterwerfung unserer Behörden vor den importierten, marodierenden, grapschenden, prügelnden, Messer stechenden Migrantemobs, an die wir uns gefälligst gewöhnen sollen. Die deutsche Polizei kommuniziert mittlerweile auf Arabisch, obwohl die Amtssprache in unserem Land Deutsch ist.“ (zitiert nach der Rheinischen Post Online vom 02.01.2018)

Nicht nur die direkte Attacke auf Opfer, auch die Kommunikation im Netz selbst ist von Eigen- und Fremdgruppenkategorisierung gekennzeichnet. Diskriminierung im Netz ist nicht selten wiederholter Austausch (siehe Beispiel 2). Kommt es mit Dritten zunächst zu relativ offener Kommunikation über die Opfer, tendieren solche Austausche im Zeitverlauf dazu, das Auditorium zu spalten in diejenigen, die den Beschimpfungen zustimmen und diejenigen, die sie zurückweisen. Das führt zu Eigen-Fremdgruppenbildung mit entsprechender zunehmender Polarisierung der Positionen und erneuten gegenseitigen Diskriminierungen der Kommunikationsteilnehmenden. Weil es sich um Kommunikation vor Publikum handelt, sind Gegenargumente der Gegenseite, der Diskriminierten selbst oder möglicher Unterstützenden der Diskriminierten, oft wirkungslos: Einsicht in die Gegenargumentation würde die Position der Diskriminierenden in der eigenen Bezugsgruppe infrage stellen.

Wenn Meinungs-austausch im Netz über die Zeit hinweg von Beschimpfung abgelöst wird, kommt es am Ende zum Abbruch von Kommunikation, die Vertretenden von Positionen bewegen sich dann nur noch in ihren Meinungsblasen (Festinger, 1954). Das hat zur Folge, dass die Anhängerinnen und Anhänger der jeweiligen Positionen das Ausmaß an Unterstützung für ihre Haltung überschätzen – man hört ja keine Gegenargumente mehr.

Diskriminierende Kommunikation im Netz verzichtet in der Regel auf zeitgleiche gesprochene Kommunikation und die Übermittlung von Videobildern der Teilnehmenden. D. h., es geht um den sequentiellen Austausch von meist anonymen Chats, also geschriebener Sprache, manchmal begleitet von abwertenden Karikaturen. Damit fehlen wesentliche Rückmeldekanäle über das, was eine Nachricht bei Empfangenden üblicherweise auslöst, nämlich Empathie mit den Leiden der Attackierten. Eine solche reduzierte Kommunikation begünstigt Eskalation.

Anonymität und das damit einhergehende verminderte Entdeckungsrisiko tragen außerdem deshalb zur Eskalation bei, weil Selbst- und Fremdkontrollprozesse der Täterinnen und Täter an Wirksamkeit verlieren (Zimbardo, 2008). Diskriminierende Kommunikation neigt zu zunehmender Brutalisierung, Bedrohungen und zu Aufrufen zur Gewalt. Die diskriminierenden Äußerungen werten potentielle Opfer zunehmend ab bis hin zu Entmenschlichung (*dehumanisation*,

vgl. z. B. Haslam & Loughan, 2014), was für die Diskriminierenden, aber auch für Personen im Auditorium, die Umsetzung physischer Gewalt als gerechtfertigt erscheinen lässt (siehe Beispiel 1).

Die Anonymität von Diskriminierung im Netz kann schließlich die Folgen der Diskriminierung für die Opfer verstärken. Widerspruch gegen Diskriminierung im Netz durch opfernahe Dritte ist schwierig. Das verstärkt bei den Opfern den Eindruck, der Abwertung und Bedrohung allein und hilflos gegenüber zu stehen.

Was tun?

Wenn Diskriminierung von Fremden von gesellschaftlichen und individuellen Einflüssen abhängig ist, müssen Versuche der Reduktion auch die gesellschaftlichen Ursachen von Fremdenfeindlichkeit einbeziehen. Auch wenn es nur darum geht, individuelle Diskriminierung zu reduzieren, dürfen massive soziale Ungleichheit und medial vermittelte gesellschaftliche Feindbilder (z. B. Theorin, 2019) dem nicht entgegenstehen. Auch sind gesellschaftliche Anstrengungen zum Empowerment von Minderheiten, die Mitglieder aus Fremdgruppen selbst in die Lage versetzen würde, gegen ihre Diskriminierung vorzugehen, von großer Bedeutung.

Gesellschaftliche Veränderungen sind notwendig, sie allein reichen allerdings nicht, die psychologischen Mechanismen außer Kraft zu setzen, die zu Diskriminierung von Fremdgruppen beitragen (vgl. Wagner, 2021 in prep.). Zu den notwendigen zusätzlichen erfolgversprechenden Maßnahmen gehören Trainings zum sensiblen Umgang mit Kategorisierung. Kategorisierung ist manchmal erforderlich und hilfreich, alltägliche Interaktionen zu steuern. Auch für Minderheiten selbst ist die eigene Gruppenzugehörigkeit oft wichtig. Aber, es gilt, irrelevante Kategorisierungen und die Verwendung von negativen Stereotypen zu vermeiden.

Was speziell den Umgang mit Diskriminierung im Netz angeht, sind die rechtlichen Möglichkeiten der Strafverfolgung zeitnah umzusetzen, insbesondere, wenn Diskriminierung die Androhung von Gewalt beinhaltet. Auch mit dem Ziel des Schutzes weiterer möglicher Opfer ist Bedrohten dringend anzuraten, bedrohende diskriminierende Äußerungen im Netz zur Anzeige zu bringen.

Darüber hinaus bedarf es präventiver Maßnahmen. Potentielle Täterinnen und Täter müssen lernen, in welchem Maße die oben geschilderten gruppenspezifisch bedingten Polarisierungen die Netzkommunikation eskalieren lassen und sie selbst in den Eskalationsprozess hineinziehen können. Auch müssen Täterinnen und Täter ein Gefühl dafür entwickeln, welche Folgen sie mit ihren Attacken bei den Betroffenen auslösen. Medienkompetenztrainings müssen potentiell Diskriminierenden deutlich machen, dass ihren Worten brutale Taten folgen können.

In der Frage des Umgangs mit Hassposts im Netz hat sich eine Kontroverse dazu entwickelt, ob es sinnvoll ist, solchen Posts mit Gegenargumenten entgegenzutreten. Für die Diskriminierten ist es sicherlich eine große Hilfe, wenn sie bemerken, dass sie den Aggressorinnen und Aggressoren nicht allein gegenüberstehen. Auch ist es wichtig, denjenigen, die unentschlossen mitlesen, deutlich zu machen, dass Ablehnung und Hass nicht die Mehrheitsposition sind. Inwieweit man die Täterinnen und Täter selbst durch Gegenargumente in ihren Überzeugungen und vielleicht sogar ihren diskriminierenden oder bedrohenden Taten ändern können, hängt sehr stark vom Kontext der diskriminierenden Posts ab: Werden diese in starkem Maße von beobachtenden mitdiskriminierenden Dritten gestützt, werden Gegenargumentationen nur zu einer weiteren Polarisierung führen – dann geht es nicht mehr darum, Argumenten zu folgen, sondern den Sieg davon zu tragen und die Opponentin und den Opponent zu erniedrigen. In solchen Fällen plädiere ich für eine für alle sichtbare Solidarität mit den Diskriminierten und Bedrohten, ohne auf die Blödsinnigkeit von diskriminierenden Attacken einzugehen.

Literatur

- Bergmann, W. (2001). Antisemitismus. Informationen zur politischen Bildung, 271, 37-42.
- Billig, M., & Tajfel, H. (1973). Social categorization and similarity in intergroup behaviour. *European Journal of Social Psychology*, 3, 27-52. <https://doi.org/10.1002/ejsp.2420030103>
- Festinger L (1954). A theory of social comparison processes. *Human Relations*, 7, 117-140.
- Fonseca de Freitas, D., Fernandes-Jesus, M., Ferreira, P.D., Coimbra, S., Teixeira, P.M., de Moura, A., Gato, J., Marques, S.C., & Fontaine, A.M. (2018). Psychological correlates of perceived ethnic discrimination in Europe: A meta-analysis. *Psychology of Violence*, 8, 712-725. <http://dx.doi.org/10.1037/vio0000215>
- Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 05.07.2019, <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/hessen-geht-verstaerkt-gegen-hassrede-vor-16270608.html>, abgerufen am 22.03.2021
- Haslam, N. & Loughan, S. (2014). Dehumanization and infrahumanization. *Annual Review of Psychology*, 65, 399-423. <https://doi.org/10.1146/annurev-psych-010213-115045>
- Jackman, M. R. (1994). *The velvet glove: Paternalism and conflict in gender, class, and race relations*. Berkeley: University of California Press.
- Pettigrew, T.F. & Meertens, R.W. (1995). Subtle and blatant prejudice in western Europe. *European Journal of Social Psychology*, 25, 57-75.
- Prazienkova, M., Paladino, M. P., & Sherman, S. J. (2017). On the cognitive determinants of out-group dehumanization: Illusory correlation and the dehumanization of (numerical) group minorities. *Social Cognition*, 35(6), 639-662. <https://doi.org/10.1521/soco.2017.35.6.639>
- Rheinischen Post Online vom 02.01.2018, https://rp-online.de/politik/deutschland/beatrix-von-storch-twitter-sperret-afd-politikerin-wegen-hass-inhalten_aid-17668005, abgerufen am 22.03.2021
- Smith, H.J., Pettigrew, T.F., Pippin, G.M., & Bialosiewicz, S. (2012). Relative deprivation: A theoretical and meta-analytic review. *Personality and Social Psychology Review*, 16, 203-232. doi: 10.1177/1088868311430825
- Steele, C.M. & Aronson, J. (1995). Stereotype threat and the intellectual test performance of African Americans. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, No. 5, 797-811. doi: 10.1037/0022-3514.69.5.797
- Stephan, W. G.; Stephan, C. W. (2000). An integrated threat theory of prejudice. In Oskamp, S. (Ed.) *Reducing prejudice and discrimination* (pp. 23-45). Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum.
- Tajfel, H. (1978). *Differentiation between social groups*. London: Academic Press.
- Tajfel, H. & Wilkes, A.L. (1964). Salience of attributes and commitment to extreme judgments in the perception of people. *British Journal of Social and Clinical Psychology*, 3(1), 40-49. <https://psycnet.apa.org/record/1964-08220-001>
- Theorin, N. (2019). Maintainers of ethnic hierarchies? Investigating the relationship between media use and attitudes toward perceived remote versus perceived close immigration. *Mass Communication and Society*, 22, 827-850. <https://doi.org/10.1080/15205436.2019.1660368>
- Turner, J. C., Hogg, M. A., Oakes, P. J., Reicher, S. D. & Wetherell, M. S. (1987). *Rediscovering the social group. A Self-Categorization Theory*. New York, NY: Basil Blackwell.
- Wagner, U. (2021 in prep.). Fremdgruppenabwertung: Was kann man effektiv gegen Vorurteile, Diskriminierung und fremdenfeindliche Gewalt tun?
- Wagner, U. & Christ, O. (2007). Intergroup aggression and emotions: A framework and first data. M. Gollwitzer & G. Steffgen (Hrsg.), *Emotions and aggressive behavior* (pp. 133-148). Göttingen: Hogrefe & Huber.
- Wagner, U., Becker, J.C., Christ, O., Pettigrew, T.F., & Schmidt, P. (2012). A longitudinal test of the relation between German nationalism, patriotism and outgroup derogation. *European Sociological Review*, 28, 319-332, <https://doi.org/10.1093/esr/jcq066>
- Wagner, U. & Lemmer, G. (2019). Extremistische Gewalt. *Praxis der Rechtspsychologie*, 29, 5-22.
- Zimbardo, P.G. (2008). *Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen*. Heidelberg: Spektrum.

Ich danke Jens H. Hellmann, Patrick F. Kotzur und Helen Landmann für ihre hilfreichen Kommentare zu einer ersten Version dieses Beitrags.

Zur Person

Dr. Ulrich Wagner ist Professor für Sozialpsychologie im Ruhestand an der Philipps-Universität in Marburg. Seine Forschungsgebiete sind Intergruppenbeziehungen, Aggression und Gewalt und die Evaluation von Interventionsprogrammen.



Foto: Laackman Fotostudios Marburg